

Helmut Kopetzky

»Aus Radiohörern wurden Ohrenzeugen...«

Ich bin ein Kind des Radio-Zeitalters – mittlerweile also schon ein rares Wesen. Die Erfahrungsumwelt meiner ersten Jahre war prä-tele-visionär.

Ich erinnere mich an eine enge, mit Gerümpel vollgestellte Dachkammer. Der Lampenschirm: bemaltes Packpapier. In der Kammer hausten meine Mutter, meine Großeltern und ich, Deportierte aus dem Osten – drei Lebensalter, eingepfercht in einen Raum.

Eines Tages, kurz vor Weihnachten, nimmt mein Großvater den Hammer (er war Schlosser von Beruf); wortlos nagelt er ein grobes, ausladendes Eisendrahtgebilde an die Wand. Der Draht ist ziemlich angerostet, denn er stammt von ausgebrannten offenen Güterwagen auf dem nahen Bahnhof.

Heiligabend aber steht ein flacher Kasten auf dem Waschtisch, Sperrholz mit Papier beklebt, ein »Blaupunkt« oder »Saba« – was für ein Geschenk! Erst im Sommer ist mein fixer Onkel Poldi aus Gefangenschaft zurückgekommen, und schon hat er wieder einen kleinen Radio-Laden. Aufschwung West, anno 1948.

Und siehe: In der Eisendrahtantenne meines Großvaters verfangen sich asthmatisch-pfeifende, krächzende, geisterhaft verzerrte Stimmen – tauchen auf und ersaufen wieder in den »Ätherwellen« - »This is AFN , the American Forces Network« ... »Radio Eireann« aus Athlone in Irland ... und »Ici Paris«... und »Polskie Radio«, Warschau, mit Chopin als Pausenzeichen – Europa, dieser eiskalte, vom Krieg zerraupte Kontinent da draußen: knattert, pfeift und rauscht in unserem Mansardenloch!

Großvaters Eisendraht! Mir wurde er »der Draht zur Welt« Fluchtweg aus der viel zu engen Dachkammer, aus meinem Kinderknast. Radio-Hören war wie Ausreißen. Für viele damals.

Radio-Reisen finden im Kopf statt, noch immer. »Der Wald im Radio«, las ich irgendwo, »ist der Wald unserer Erinnerungen«. Erinnern aber ist Gehirnarbeit. Meine Ohren sind nur »Schallwandler«, Glieder in der Übertragungskette vom gedachten zum empfangenen Gedanken; Mikrofonen ähnlich, wenn auch tausendfach flexibler und empfindlicher und weitaus raffinierter konstruiert.

Das Ohr hört nichts. Es leitet weiter, wandelt um – Schwingungen in der Luft in elektrische Impulse. Erst wenn diese über Hörnerven wie über Mikrofonkabel mein Hirn erreichen, höre ich tatsächlich.

Der Erkennungs- und Dechiffrierdienst in unserem Gehirn filtert aus den Lauten der Umgebung einzelne heraus und teilt ihnen Bedeutung zu; er veranlaßt unseren Augenapparat, die akustischen durch optische Beobachtungen zu ergänzen. Und bedient sich, wenn die aktuellen Sinneseindrücke zu schwach oder widersprüchlich ausfallen, der akustischen und optischen Erinnerung.

Und so kommt es, daß wir auf der anderen Straßenseite einen Menschen schreien hören – er reißt ja den Mund auf, er tut aufgeregt –, und doch empfangen unsere Ohren von der Stimme, die der Straßenlärm verschluckt, nicht einen Ton. Auch mein Tonband registriert nur einen Cocktail aus Verkehrsgeräuschen.

Es gibt keine »guten« oder »schlechten«, keine »wichtigen« und »unwichtigen« Klänge, wie es keine »guten« oder »schlechten« und auch keine »zweitrangigen« Farben gibt.

Licht und Ton sind Schwingungen, Physik. Wir erst laden sie mit Inhalt und Bedeutung auf, jeder Mensch und – jeder anders.

Daran scheitert häufig der Versuch, mit Tönen mehr zu sagen, als mit Worten. *Lieder ohne Worte* zehren meist von ihren Titeln, von der Sprache also. Ohne Sprachprothesen bleiben auch Geräusche vieldeutig, ambivalent. Und mißverständlich.

Weil: Wir hören, was wir denken.

Für den Autor ist das eine Fallgrube. Für den Radiohörer aber: Freiheit. Er hört in einen Menschen, in eine Sache, einen Sachverhalt hinein. Er hört das Innere, den Raum, die Nachtseite.

Der Fernsehzuschauer dagegen sieht gewöhnlich nur die Außenhaut der Dinge, Abgelichtetes. »Wir alle sind *nur* Zuschauer« – die Sprache sagt es deutlich: Zaungäste sind wir – in der sogenannten »großen Politik« und vor dem Fernseher.

Zuhören heißt: teilnehmen, aktiv sein. Hinwendung. Es gibt im Akustischen kein Synonym für das Wort »glotzen«.

Unsere Ohren sammeln Tonsignale. Der Rest geschieht im Kopf – in deinem, in meinem, seinem, ihrem Kopf. Und ein Kopf ist innen so weit wie seine Gedanken.

Deshalb liebe ich das Radio.

Als ich klein war, war es still. Generalpause. Zusammenbruch. Es muß still gewesen sein. Die alten Fotos zeigen leere Straßen. Gras wächst auf der Fahrbahn. Eingestürzte Häuser. Stahlgerippe unter Schnee.

In meiner Vorstellung nur Schritte. Fern. Dann wieder nah. Hie und da ein Holzvergaserauto, das vorüberhustet. Fuhrwerke. Ich höre Eiszapfen knistern.

Jedes Funkhaus hat seinen »schalltoten Raum«. Wir Rundfunkleute nennen ihn fast liebevoll »den Schalltoten«. Decke, Fußboden und Wände sind mit Material verkleidet, das den größten Teil der auftreffenden Schallwellen absorbiert. Man sagt: Es »schluckt« den Schall. Nur ein Bruchteil der Geräusche wird an unser Ohr zurückgeworfen.

Wir sind daran gewöhnt, daß unsere Stimmen von den Wänden eines Raumes reflektiert werden. Deshalb klingen sie im »Schalltoten« ganz fremd und dünn, akustisch »trocken«, »wie in Watte«.

Wir fühlen uns körperlos, weil die Hundertstel-Sekunden-Echos fehlen, die auf die Geräusche unseres Körpers antworten.

Wir fehlen uns.

Wir empfinden »Stille« – aber eine drückende; eine leblose, die wehtut. Leben braucht Resonanz.

Die Stille der Dichter hingegen ist nie wirklich »still«. Sie läßt sich nur durch Geräusche ausdrücken; durch den Wechsel von Geräusch und Pause; durch das zeitweilige Fehlen von Geräusch:

Stille ohne Geräusch ist der Tod.

Der Bau, Franz Kafkas nachgelassene Erzählung, lebt von dieser Spannung. Ein entferntes, undefinierbares Zischen alarmiert den Bewohner des unterirdischen Labyrinths, doch es macht ihm auch die Stille hörbar; den Frieden, den er da unten (noch) genießt.

Die Kostbarkeit der Stille wächst mit der Bedrohung durch das Geräusch. »Laut« und »leise«: ein begriffliches Geschwisterpaar.

Stille ist der Projektionsraum für Geräusche; leere Leinwand, weißes Blatt Papier. Deshalb brauchen Musiker die Stille des Konzertsaals und der Rundfunk braucht das abgeschirmte Studio. Beides sind künstliche Welten, Reservate für die letzten Ohrenmenschen. Illusionsräume.

Unsere alltägliche Geräusch-Umwelt teilt der kanadische Komponist und Kommunikationswissenschaftler Richard Murray Schafer in zwei Hauptgruppen ein: Hi-Fi – von High Fidelity – nennt er die eine und Lo-Fi – von Low Fidelity – die andere.

Der moderne Mensch der Ballungszentren lebt »Lo-Fi«, das heißt: die meisten der natürlichen Geräusche, also Lebensäußerungen, sind in einem Brei aus Lärm verschwunden, eingekocht, verrührt wie Butter in der Soße.

Die einzelnen Schallsignale verschwimmen, als würde ein- und dasselbe Papier immer wieder neu beschrieben, bis nichts mehr zu entziffern ist.

Bildlich ist die Welt des Großstädtlers ein düsterer, versmogter Talkessel, in den nur selten noch der Strahl eines Naturklangs vordringt.

Schafer spricht von einer »Lautkloake«.

Die Menschen früherer Zeiten lebten dagegen »Hi-Fi«. Vor einem nahezu neutralen, also »leisen« Hintergrund konnten sie die einzelnen Geräusche weithin hören und auch räumlich zuordnen.

»Im Garten war es still und kühl«, schreibt Anton Tschechow in seiner Erzählung *Die Braut* – »dunkle, ruhige Schatten lagen über der Erde. Und weit, sehr weit entfernt, wahrscheinlich außerhalb der Stadt, quakten die Frösche...«

Geräusch-Notizen immer wieder bei Walt Whitman, diesem Goethe Nordamerikas: Stiefelsohlen schlürfen, Weizen raschelt auf dem Halm, der Vorhang einer Sänfte flappt, Füße platschen im Wasser, »Hoiho« rufen die Werftarbeiter.

Und kein Geräusch wird einfach an- und wieder ausgeknipst. Der »On-« und »Off«-Knopf ist noch nicht erfunden. Jeder Ton, sogar der kürzeste, hat seine Ein- und Ausschwingzeit ... entsteht, verklingt.

Welcher Sprung zur Tonaufzeichnung und zum Radio! Die Hexenkunst wird demokratisiert: Wir alle können Töne ohne Übergang hervorrufen und ebenso verschwinden lassen.

Welche Wirkung auf das Fühlen, Denken, auf »die Seele«! Und auf unsere Handlungen! Alles, was wir hören, kann mit einem Fingerdruck vorbei sein.

Diese Erfahrung hatten meine Großeltern noch nicht. Da packten Musiker noch ihre Instrumente ein, wenn das Konzert vorbei war. Man konnte sie nicht einfach abschalten.

Auch auf die Abendstille war Verlaß.

»Nun will ich nichts tun als lauschen«. Walt Whitman.

Hören ist Erinnern und Vergleichen, ein elektrisches Impulsgewitter im PC, den wir etwas altmodisch »Gehirn« nennen.

Jeder hört in seinem Kopf – und nicht zwei von uns hören je dasselbe. Als Hörer (und Leser) bin ich mit meinen Gedanken allein. Allein auch in der größten Menge.

Viele halten das nicht aus. Nur keine Pause! Stille ist wie Tonausfall. Pause gleich Defekt.

Die Wirtschaft, die Bedürfnisse hervorruft, um darauf zu reagieren, antwortet mit pausenlosen Happenings, Gemeinschafts-Feiern, Kaufrausch-Orgien, Come-togethers – bis der Schädel brummt.

Das Grundgeräusch der Stadt hat sich in den letzten 10 bis 15 Jahren fast verdoppelt.

Wieder schlägt der »freie Markt« zurück: mit gnadenlosen »Lärmschutzmaßnahmen«: In den »eigenen vier Wänden« herrscht die Stille eines Rundfunk-Studios. Wir bunkern unsere Ohren ein – und vergessen leider über all den Ingenieurkunststücken, daß wir mit dem kollektiv erzeugten Lärm zugleich das Leben aussperren.

Im Audio-Laden kaufen wir das ausgesperrte Leben dann portionsweise zurück: Waldesrauschen und Kaminfeuer auf Sound-Cassetten und Compact-Discs; auch eine Frühlingswiese ist im Angebot, ein kleiner Hafen, Sturm und Donner, Amazonas-Dschungel wie vor hundert Jahren. Und sogar die Nacht - 59' 30" tiefe Stille.

Indessen wird der Sound unserer realen Umwelt immer ärmlicher. Kein Links, kein Rechts. Kein Wechsel zwischen Laut und Leise. Wir treten vor die Haustür, und das hochtrainierte, von den digitalen High-end-Komponenten klangverhättschelte Gehör stürzt in die radiophone Steinzeit.

Unsere Städte klingen jammervoll – ärmliche Dynamik, miserabler Frequenzgang und so gut wie mono – wie mein Kofferradio im Winter 48/49.

Goethe hörte Stereo.

Schallwellen – eigentlich Druckschwankungen in der Luft, die sich mit Rennwagentempo fortbewegen – erreichen beide Ohren nie gleichzeitig. Geräusche links von uns erregen die mikroskopisch feinen Haarzellen des linken Innenohrs um Sekundenbruchteile früher. Das Gehirn liest aus dem Laufzeitunterschied die Richtung, schließt aus Klang und Lautstärke auf die Entfernung. Solange wir Geräusche deutlich unterscheiden können, hören wir sie stereophon, also räumlich.

Mein erstes Stereo-Erlebnis Anfang der sechziger Jahre war enttäuschend. Da saß ich als Jungredakteur der Lokalzeitung im kleinstädtischen Radiogeschäft und hörte eines dieser Werbe-Tonbänder mit lächerlichen Ping-Pong-Effekten. Die Einführung des

Stereo-Tons im deutschen Wohnzimmer: eine 10-Zeilenmeldung »aus dem Geschäftsleben«.

Das war Jahre vor Ausbruch meiner heftigen Geräuscheslust, lange, bevor ich in Berlin beim Hören neuer Feature-Sendungen die Droge »O« entdeckte – Original-Ton, Stereo.

Auf einmal war die Wirklichkeit im Radio tatsächlich zu hören – nicht als Dokument (»Sie hören die Aufnahme!«) und nicht als bloßes Hintergrundgeräusch.

Ich hörte Raum!

Die Geräusche – vorher ein diffuses, formloses Ensemble – teilten sich in Hauptdarsteller, Nebenrollen, Chöre: – tiefe Bässe, trillernde Sopranstimmen, der »fette Brummbär« in der Mitte und das kleine dumme Stimmchen vorne links. Und alle waren gleichzeitig auf meiner Hörbühne versammelt.

Vor unseren Ohren jagten, rissen und verspeisten Raubtiere die Beute, daß die Knochen krachten. Das flüssige Metall der Glocke brodelte beim Guß in beiden Kopfhörern. In unserer Stube catchten Catcher, operierten Ärzte, brachten Fischer ihren Fang ein; Donner rollte und Kanonen schossen.

Das war mehr als pure Illusion, Effekt: Die Emanzipation der Töne – und des Publikums.

Aus Radiohörern wurden wir zu Ohrenzeugen.

(Dieser Beitrag ist eine von der Redaktion vorgenommene, stark gekürzte Zusammenstellung aus dem 1993 beim SFB produzierten Funkessay *Die zehn Geräusche meines Lebens. Eine Audio-Biographie* von Helmut Kopetzky.)